



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Tagebuche eines Garibaldischen Freiwilligen. 4. : Die letzten
Tage der Armee.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vember hörte man allenthalben nur eine laute Klage: „Wir bekommen kein Geld“, — „wir haben kein Geld“, und leider waren diese Ausrufe Wahrheit in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes.

Die geringen Mittel, mit denen Garibaldi seine Expedition unternommen, waren nicht einmal hinreichend gewesen, seine erste Cohorte mit dem nöthigen Sold zu versehen. Während des Feldzugs auf der Insel Sicilien erhielt der Gemeine 5 Bajochi = 5 Kreuzer rheinisch pr. Tag, und für die Offiziere vom General bis zum Secondelieutenant war eine Tagesgage von zwei Francs normirt. Seit der Unterwerfung von Neapel war der Sold erhöht, so daß er so ziemlich dem anderer Armeen auf Feldfuß entsprach. Auch war bestimmt worden, daß die Gage für die verfloßene Zeit sammt der Intrada della Campagna nachbezahlt werden sollte. Im Monat September wurden die normirten Besoldungen auch gezahlt, aber schon in der letzten Hälfte des October machte sich eine Stockung bemerklich, und im November haben wol nur Wenige ihren regelmäßigen Sold erhalten. Es gab Offiziere, welche sechs volle Wochen nicht das Mindeste empfangen, es gab deren, die in Folge dessen länger als 24 Stunden nicht gegessen hatten, und Corpsschefs gingen mit ihren Offizieren zu den Vorgesetzten, um zu erklären, daß sie nicht mehr leben könnten. Man lieb, wenn es möglich war, um sich für den Tag ein Stück Brot und ein Glas Wein zu kaufen, und pries sich glücklich, wenn ein Zufall mehr bescheerte.

Hätte ich dies nicht selbst mit erlebt, so würde ich es nicht für möglich halten, daß in dem reichen Neapel eine Armee von nicht viel über 20,000 Mann binnen etwa acht Wochen in einen solchen Zustand gerathen könne. Aber unerklärt bleibt mir immer, wie man verfahren sein muß, wenn ich bedenke, daß die Kriegsverwaltung bis Mitte November 150 Millionen Franken hat ausgeben können, während daneben im Heere solche Zustände bestanden.

Trotz aller Noth und trotz aller Unordnung hatte man die Fahne, unter der man diente, doch liebgewonnen, hoffte man doch, ihr zu größeren Thaten zu folgen, und so war das Gefühl, das uns beschlich, als Gerüchte von einer Auflösung der Armee auftauchten und von Tage zu Tage an Wahrscheinlichkeit gewannen, ein drückendes und niederschlagendes. Die Wahrscheinlichkeit aber wurde endlich zur Gewißheit. Eines Morgens schallte der Apellruf der Signalhörner durch die Straßen, die Divisionen rückten aus, man formirte sich und stellte sich vor dem Schloßportale die lange gerade Allee hinunter auf, welche von der Eisenbahn durchschnitten wird. Alle Truppen des Heeres waren anwesend. Es hieß, daß der König, dessen Einzug in Neapel, so oft schon aufgeschoben, diesen Tag gehalten werden sollte, die Armee begrüßen werde. Indeß erfuhren wir bald, daß eine telegraphische Depesche gemeldet, er habe sich anders besonnen. Victor Emanuel hat diese

Armee, deren Veteranen ihm wenigstens Sicilien erobert hatten, nie gesehen. Statt seiner hielt Garibaldi die Revue ab, es war die erste, die er befohlen, und zugleich die letzte der Südararmee.

Der Obergeneral hatte sich am Schloßportale aufgestellt, umgeben von seinen Generälen, welche den eingetretenen Verhältnissen sich schon insoweit anbequemt hatten, daß sie statt der bisher getragenen rothen die blauen Mützen der sardinischen Armee trugen. An Garibaldi aber war nichts verändert. — Er trug den gewohnten runden, ungarischen Hut, die alte rothe Blouse, sein graues Beinkleid und den hellgrauen Mantel, und ritt seinen Schimmel. — Nach einigen Minuten setzte er sich mit seinem Gefolge in Bewegung. Die ersten Bataillone und Divisionen präsentirten, dann allmählig die andern, endlich ritt er auch an uns vorüber. Sein Gesicht war ernst, fast düster. Es sah beinahe aus, als ob sein Auge eine Thräne zurückhielte. Der Feldherr sprach kein Wort, er grüßte nicht — eine lautlose Stille herrschte auch unter den Truppen. Sie kannten die Bedeutung des Tages noch nicht. — Die Commandoworte und das Klirren der präsentirten Gewehre waren die einzigen Ehrenbezeugungen, die das Heer seinem Führer erwies.

Von den letzten Divisionen, welche die Gasse formirten, kehrte er wieder zurück, langsam Schritt reitend, als wollte er sich jedes einzelne Gesicht einprägen. Dann defilirten diese letzten Divisionen durch die Reihen ihrer Waffengefährten und an ihm vorüber, die andern folgten von unten auf, bis auch die ersten die Revue passirt hatten. Recht gut nahmen sich die kleinen Zuavencompagnien in ihrem Laufschrift, das Gewehr in der Hand, aus. Malerische Gestalten waren die Kalabreser in ihren spitzen Hüten, ihren dunkeln Anzügen und mit ihren fast ebenso dunkeln Gesichtern. Auch die Engländer bildeten noch immer ein stattliches Corps. Zuletzt kam die Cavallerie und die wenigen Feldgeschütze. Vor dem Feldherrn angekommen, setzten die ungarischen Husaren ihre Pferde in Galopp, kreuzten die Säbel und sprengten mit lautem: „Eljen Garibaldi!“ vorbei.

Von dem Putzen und Bürsten, welches einer gewöhnlichen Parade vorherzugehen pflegt, war hier natürlich nicht die Rede. Kein Mensch hatte von der Revue eher gewußt, als nachdem das Signalhorn dazu gerufen, und die Paradeuniformen waren die von Soldaten, die einen monatelangen Feldzug durchgemacht, nicht besser, eher vielleicht etwas schlechter.

Einige Tage nach dieser Revue wurde das Manifest bekannt gemacht, wodurch Garibaldi in Victor Emanuels Namen die Südararmee auflöste und zugleich der letzte Armeebefehl des nunmehr auch entlassenen Heerführers. Eine feierliche Mittheilung seiner Abschiedsworte an die Armee fand nicht statt. Den Soldaten wurde freigestellt, ob sie fort dienen, oder gegen eine Abfindungssumme ihren Abschied nehmen wollten. Von den Gemeinen zeigten

nur wenige Lust, sich der piemontesischen Disciplin zu unterwerfen, von den Offizieren dagegen schienen viele bleiben zu wollen. Im Ganzen herrschte eine gedrückte Stimmung, die durch manche Ungerechtigkeiten nur verschlimmert wurde. Sehr übel z. B. wurde es aufgenommen, daß ein Brigadier die Mehrzahl der Sicilianer, die von Anfang des Feldzugs gedient, aber noch kein Patent erhalten hatten, ohne Weiteres zur Disposition stellte, die Polen, Ungarn und Franzosen dagegen dieses Loos nicht erfahren ließ. Wahrscheinlich dachte man damals noch an einen kosmopolitischen Feldzug. Wenigstens erschien Klapka um diese Zeit in Neapel, wie wenn er sich erkundigen wollte, was mit dem Heere zu machen sein möge, und ein anderer ungarischer Offizier, Oberst Gall, der schon längere Zeit bei Garibaldi war, arbeitete rastlos für die Verwirklichung des Garibaldischen Programms.

Inzwischen hatte der König, Caserta, wo die Südmarmee sich befand, umgehend, seinen Einzug in Neapel gehalten, und es hatte dabei allerlei Feierlichkeiten und besonders eine große Beleuchtung der Stadt gegeben. Man hat den heutigen Italienern in Betreff solcher Dinge Mangel an Geschmack vorgeworfen. Nach dem zu urtheilen, was hier nach fünfwöchentlicher Vorbereitung und mit 1,200,000 Ducati Kosten geleistet wurde, hätte der Vorwurf einige Berechtigung. Der König schien nicht besonders heiter gestimmt. Er ließ sich im Ganzen wenig unter dem Volke sehen und schlug mehrmals einen andern Weg ein, als den durch die Straßen, die man zu seinem Empfang geschmückt. Auch das Volk kam ihm nicht mit besonders lauter Begeisterung entgegen. Man hörte ebenso oft Vivas auf ihn, als auf Garibaldi, und die Hymne des Letzteren war, als er schon lange die Stadt verlassen, noch immer an der Tagesordnung. Nach Garibaldis Abreise hatte Sirtori das Commando und die allmälige Entwaffnung der Südmarmee übernommen. Derselbe soll früher einem Jesuitencollegium angehört haben. Er ist ein Mann von etwas mehr als Mittelgröße. Spärliche graublunde Haare umgeben ein eckiges Gesicht mit harten Zügen, sein unstäter Blick schien Mißtrauen und Unentschlossenheit zu verrathen. Selbst thätig in Bureau-Arbeiten vermochte er es doch nicht, Ordnung und Pünktlichkeit in die Verwaltung zu bringen, wobei ihm freilich oft übler Wille und Mangel an Gehorsam von Seiten seiner Untergebenen entgegengetreten sein mögen.

Sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Kriegsminister Fanti, erinnerte mich in seinem Aeußern an einen Major aus der guten, alten Zeit. Seine kurze, untersekte Figur zusammen mit seinen raschen Bewegungen gibt seinem Wesen etwas Gereiztes. Das Mienenspiel seines Gesichts mit dem wohlgepflegten Schnurrbart unter der römischen Nase und dem festen Blick der großen Augen zeigt den Offizier, der vor der Front groß geworden ist. Rasch zufahrend, kurz von Worten, läßt er sofort merken, daß er nichts von Gegenstellungen

hält und wo möglich alle Angelegenheiten durch endgültige Machtsprüche erledigen möchte. So im strikten Gegensatz gegen die Gewohnheiten hiesiger Offiziere, hatte er unter uns wenige Freunde. Indes muß man zugeben, daß seine Stellung hier schwierig und von allerlei Verdrießlichkeiten umgeben war. Die Ausgaben für die Auflösung des Heeres waren, da mancherlei Unterschleif vorkam, bedeutender, als man erwartet hatte. Die piemontesischen Offiziere sahen in den Kameraden von der Südmee nur höhere oder geringere Führer von Freischaaren und ließen das in vielleicht begreiflicher, aber nicht eben sehr politischer Weise fühlen. Die Mannschaften der aufzulösenden Corps trieben in Neapel allerlei Unfug in den Straßen und im Theater, demonstrieren und ließen Garibaldi leben, wovon sich Ruße mischten, die den neuen Behörden nichts weniger als bequem sein konnten. Sirtori mahnte zur Ordnung, und da das nichts fruchtete, wurde die Eisenbahnverbindung mit Caserta aufgehoben und die Straßen von den näher nach Neapel hin gelegenen Cantonnements militärisch (meist mit Piemontesen) besetzt, um jeden Offizier und Soldaten an Ausflügen nach der Hauptstadt ohne Erlaubnißschein zu hindern.

Wer entlassen war, konnte natürlich nicht mehr zurückgehalten werden. Um indes die Anhäufung solcher Verabschiedeter in Neapel zu vermeiden, transportirte man die Meisten, und zwar selbst Offiziere, wenn sie nicht lebhaft Einspruch thaten, sofort nach ihrer Entlassung nach den Dampfschiffen und zahlte ihnen erst am Einschiffungsplatze ihren rückständigen Sold und ihre Gratificationen aus, wobei jedoch zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß, daß man auf solche, die ohne eigentliche Heimath waren oder sonst gerechten Grund zum Bleiben hatten, billige Rücksicht nahm.

Die Auszahlung der Gelder fand wiederholt Schwierigkeit, und Mancher gerieth durch solche Stockungen in nicht geringe Bedrängniß. Man sah Offiziere mit nichts als ihrem alten rothen Hemde und Beinkleidern versehen, armselig und hungrig durch die Straßen gehen, während kalter Regen herabströmte. Selten wurde ihnen von Kameraden eine Unterstützung zu Theil. Ohne Obdach und fast ohne Nahrung irrten sie umher, und mancher mag den Tag vermünscht haben, der ihn in dieses ungasstliche Neapel geführt.

Ungeduld, Verdruß, Aerger führte zu nichts. Uebrigens hatte man Gelegenheit genug gehabt, das Warten zu lernen, und so harrte man geduldig, bis wieder einmal der Zettel mit den Worten: „Die Casse ist geschlossen wegen Mangel an Fonds“ von der Thür der Intendanz entfernt war.

Ein solcher Tag kam endlich auch für mich. Ich nahm mein Entlassungsdocument und meine Gratification in Empfang, und ein sonniger Februartag führte mich auf dem Dampfer Generale Garibaldi aus der Misere von Neapel hinaus und zurück nach Genua.

Nachschrift der Redaction. Wir halten an dieser Leidensgeschichte eines Offiziers des Garibaldischen Heeres nichts für zu schwarz gemalt. Dieses Heer ist in der That nichts weniger als ein musterhaftes gewesen. Es hat sehr viel mehr gekostet, als ein reguläres von gleicher Stärke. Es mußte aufgelöst werden. Es unterliegt erheblichen Zweifeln, ob mit ihm die Befreiung Italiens hätte vollendet werden können. Keinem Zweifel aber unterliegt es, daß die Armee, die sich von solchen Truppen Sicilien, die Hauptstadt des neapolitanischen Festlandes und zuletzt noch Capua nehmen ließ, noch unvergleichlich viel weniger werth gewesen sein muß, und das ist einer der Gründe, die uns veranlaßten, den Lesern diese Mittheilungen vorzulegen.

Land und Volk in Virginien.

2.

Die Vertheilung des Grundbesitzes in Virginien ist von der im Norden und Nordwesten üblichen völlig verschieden. Während hier große Landgüter zu den Ausnahmen gehören, bilden sie dort die Regel. Allerdings gilt hier wie dort die Regel, daß niemand mehr Land besitzen soll, als er zu bebauen vermag; allein die socialen und politischen Einrichtungen sind verschieden, und so müssen auch die Ergebnisse des Principis verschieden sein. Und hier finden wir uns wieder auf die Sklaverei hingewiesen. Im ganzen Norden, wo das Klima zur Arbeit einladet, wo die Concurrenz groß ist, wo es vor Allem keine Sklaven, ja nicht einmal Herren und Knechte in unserm Sinn gibt und Handarbeit nicht mit einem Makel behaftet ist, wird das Land in kleine Farmen getheilt, so daß nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung mehr davon besitzt, als er selbst mit seiner Familie und einem oder zwei Gehilfen bewirthschaften kann. Ganz anders verhält sich's mit ganz Ostvirginien und den südlich an dasselbe grenzenden Staaten, das Land zerfällt hier fast nur in große Besitzungen — Plantagen — welche bisweilen mehr als zehntausend Acker umfassen und mit Hilfe von Sklaven bewirthschaftet werden. Die Revolution hat in dem Besitzsystem dieser Staaten nur wenig geändert. Das